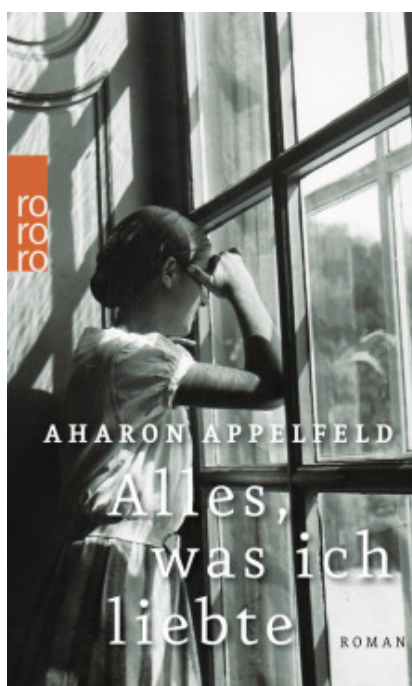


Leseprobe aus:

Aharon Appelfeld

Alles, was ich liebte



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Aharon Appelfeld

Alles, was ich liebte

Roman

Aus dem Hebräischen von
Anne Birkenhauer

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 1999
unter dem Titel «kol ascher ahavti» im Verlag Keter, Jerusalem.
Die deutsche Erstausgabe erschien 2002
im Alexander Fest Verlag, Berlin.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, März 2016
Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«kol ascher ahavti» Copyright © 1999 by Aharon Appelfeld
Umschlaggestaltung any.way, Walter Hellmann
Umschlagabbildung Emmanuel Sougez, «Clo à la fenêtre,
La Celle-Saint-Cloud, 1933»
Satz The Antiqua, InDesign
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 27134 2

Alles, was ich liebte

1 Vater und Mutter, sie waren nicht glücklich miteinander. Sie stritten sich nicht, machten einander auch keine Vorwürfe, aber die Stille zu Hause war so eiskalt und starr, dass man sie schneiden konnte. Ab und zu stieg Vaters Kopf aus dieser Kälte auf, als wolle er schreien. Das sah aber nur so aus. Er wurde nicht laut. Auch ich lernte, das Schweigen nicht zu stören, und so saß ich auf dem Boden und spielte Domino.

Vater arbeitet bis spät, und wenn er an die Wohnungstür kommt, ziehe ich meinen Mantel an und begleite ihn hinaus. Stundenlang streifen wir durch die Straßen, und dann gehen wir in ein Café. Vater trinkt Kaffee, ich Kakao. In einem Café sitzen die Menschen anders als zu Hause. Hier reden sie laut und fließend. Bloß Vater verändert sich nicht. Manchmal kommt es mir vor, als schweige er unter Menschen nur noch mehr. Abends bringt er mich an die Haustür zurück. Ich erinnere mich, wie er mit mir auf dem Boden Domino spielte, wie er dann in die Küche ging, sich einen Tee kochte und eine Zigarette anzündete. Jetzt tritt er nicht mehr über die Schwelle.

«Warum kommt Vater nicht herein?», frage ich Mutter.

Mutter zuckt mit den Schultern, das ist ihre Antwort. Schwer zu sagen, ob es Wut oder Schmerz ist. Auch

sie hat gelernt zu schweigen. Aber abends, bevor ich die Augen zumache, kehrt ihre Sprache zurück, und sie setzt sich zu mir aufs Bett und liest mir vor oder erzählt. Ihre Stimme ist dann offen, ihr Gesicht leuchtet, die Worte sprudeln aus ihrem Mund, und ihre Nähe tut mir gut.

Als ich neun wurde, sagte mir Mutter, dass Vater nicht mehr mit uns zusammenwohne, mich aber ab und zu besuchen komme. Ich wusste nicht, was ich fragen sollte, und so hielt ich den Mund. Vater war groß und dünn, und auch wenn er auf dem Boden saß, war er größer als ich. Er hatte dann die Beine verschränkt und stützte sich hinten mit den Händen auf. Als Mutter das gesagt hatte, wusste ich, ab jetzt würden Vater und ich nicht mehr zu Hause spielen, sondern im Park. Dort war Vaters Schweigen wach: Er sagte ab und zu ein Wort oder einen Satz, mehr aber nicht.

Wenn es nicht regnet, gehen wir am Fluss spazieren. Auch hier spricht er kaum. Auf meine Fragen antwortet er mit ein, zwei Wörtern. Unterwegs kommen wir an strohgedeckten Holzhäusern und Brunnen, aus denen kräftige Bäuerinnen tropfende Eimer heraufziehen, vorbei, an unbeaufsichtigten Tieren und vielen Holzkreuzen. Doch das Aufregendste sind die Kapellen. Sie stehen meist in der Nähe großer Bäume und fallen auf, weil sie so klein sind, als hätten Kinder sie gebaut. Beim Eintreten ziehen wir den Kopf ein. Wir werden von einer nicht sehr großen Ikone begrüßt; darunter ein Bord mit trockenen Blumen. Auf dem Boden steht eine Bank zum Knien. Die Ikone ist alt und rissig, das Gesicht eines gequälten Menschen schaut uns an. In

einer anderen Kapelle haben wir das Bild einer jungen Frau gesehen, mit einem Kind auf dem Schoß. Ein Staunen lag auf ihrem runden Gesicht. Vater liebt Kapellen. Dort ist sein Blick ganz konzentriert und erwartungsvoll. Manchmal brennt in einer Kapelle ein ewiges Licht und wirft Schatten auf die Ikone.

Die Spaziergänge mit Vater dauern, bis es dunkel wird. Am Wasser ist mir die Dunkelheit unheimlicher als unter Bäumen, vielleicht weil sie mir vorkommt wie ein atmendes Tier. Ich halte Vaters große Hand und besiege die Angst.

An kalten Tagen zieht Mutter mir einen warmen Mantel an und setzt mir die Wollmütze auf. Dann gehe ich mit Vater in die Stadt. Hier sind die Straßen breit, Kastanienbäume überschatten das Trottoir, und an jeder Ecke gibt es ein Café oder ein Stoffgeschäft. In den späten Nachmittagsstunden liegt auf den Eisenzäunen ein feuchtes Licht, und in den Cafés steht Zigarettenrauch.

Vater sitzt da und spielt mit einem Bekannten Schach. Die Finger des Mannes zittern, wenn er die Figuren bewegt. Erreicht das Spiel seinen Höhepunkt, summt Vater eine Melodie. So ein Schachspiel kann eine, sogar zwei Stunden dauern. Vater spielt und trinkt Kaffee. Ich bekomme heißen Kakao und Mohnkuchen. Vaters Finger sind lang, an den Spitzen vom Tabak gelb. Langsam zieht er die Figuren von einem Feld zum anderen und sagt: «Das war's. Immer mit der Ruhe. Hunde, die bellen, beißen nicht.» Leichter als mit anderen redet er mit sich selbst, dann sprudeln ganze Sätze aus seinem Mund. Wenn er gewinnt, stimmt er kein

Freudengeschrei an, sondern duckt sich und versucht, seinen Gegner zu besänftigen.

Es ist schon dunkel, als wir nach Hause gehen, die Straßen sind leer, nur hier und da läuft noch jemand mit einer glimmenden Zigarette im Mundwinkel. Wenn es kalt ist und ein Wind bläst, nimmt Vater mich auf den Arm. Dann kann ich einen Blick in die Vorgärten und in die Fenster werfen. Manchmal sehe ich ein Mädchen an einem Klavier, und obwohl niemand bei ihr sitzt, ist mir so, als höre ihr jemand zu.

Vieles möchte ich Vater fragen. Ich weiß, er mag es nicht, wenn man ihn fragt, und deshalb beherrsche ich mich und schlucke die Worte runter. Manchmal landen wir auch in einer Wirtschaft. Vater trinkt ein oder zwei Gläschen, dann gehen wir schnell wieder hinaus, und doch habe ich bemerkt, dass es in der Wirtschaft anders zugeht als im Café. In der Wirtschaft sitzen die Bauern an langen Tischen und rauchen selbstgedrehte Zigaretten. Die Luft ist stickig von Qualm und Schnaps und Bier, und junge Mädchen servieren fröhlich die großen Krüge.

Wenn ich nach Hause komme, fragt Mutter: «Wie war's?», und ich antworte: «Ganz schön.» Ich kann mich kaum von den Bildern lösen, die ich gesehen habe, die ganze Nacht über drängen sie sich in meinen Schlaf. Im Schlaf ist alles anders, bisweilen umgekehrt, sogar Vaters Schweigen. Manchmal sieht es aus, als ob er durchdreht, er macht den Mund auf, ein Zorn packt ihn, und er schlägt um sich. Die Leute flüchten, doch er ist schnell und holt sie ein, und erst als sie versprechen, ihm zu gehorchen, lässt er von ihnen ab. Vor Angst

wache ich auf. Mutter wäscht mein Gesicht und nimmt mich zu sich ins Bett. Schwer schlafe ich wieder ein.

Vater sehe ich einmal in der Woche. Wenn er auf Reisen ist oder zu tun hat, besucht er mich nicht. Sein Gesicht verschwimmt in meiner Erinnerung, und wenn er wiederkommt, denke ich, er sei ein anderer geworden.

2 Dann kam der Sommer, und ich fuhr mit Mutter aufs Land. Zwischen den Feldern und kleinen Wäldern fließen dort Nebenarme des Pruth. Mutter hatte im Dorf ein Haus am Wasser gemietet. Sie packte die Koffer aus und zog ihren grünen Hausmantel über. Ich stand am Fenster, schaute hinaus: Hier gab es nichts, was an Straßen erinnerte; Kinder, Schafe und Pferde trabten über abgeerntete Felder.

Später brachte eine Bäuerin einen Korb mit Obst, Brot und Butter. Mutter gab ihr zwei Geldscheine dafür. Die Bäuerin faltete die Scheine, legte sie in ein Tuch und knotete es zusammen. Mutter fragte, ob sie in ihrem Garten auch Gemüse habe, und die Bäuerin lächelte und sagte: «Noch und noch.» Dann versprach sie, uns etwas davon vorbeizubringen. Bald wurde es dunkel. Mutter schmierte mir eine Scheibe Brot und legte sie auf einen Porzellanteller. Das Brot war frisch, es schmeckte sehr gut, und mit jedem Bissen wuchs die Müdigkeit von der Reise. Ich versuchte, die Augen offen zu halten, trank Wasser, redete, doch die Erschöpfung war stärker. Im Schlaf spürte ich, wie Mutter mich ins Bett trug.

Als ich aufwachte, stand die Sonne schon im Fenster. Mutter machte Frühstück und sagte: «Gleich gehen wir hinunter an den Bach.» Wir saßen am Tisch, sahen zu,

wie das Sonnenlicht die beiden Zimmer des Hauses durchflutete, und blieben lange sitzen.

So begannen unsere Ferien im Dorf. Wir stehen früh auf, essen eine Kleinigkeit und gehen an den Bach. Der ist nicht tief und fließt ruhig. Beim ersten Eintauchen ist es kalt, sofort hüllen wir uns in Handtücher und hüpfen, um uns aufzuwärmen, doch je höher die Sonne steigt, umso wärmer wird das Wasser, und wieder tauche ich ein, immer wieder. Mutter schwimmt. Ihre Bewegungen im Wasser sind rhythmisch und geschmeidig. Ich habe Angst, wenn sie sich entfernt, und bin froh, wenn sie zu mir zurückkommt.

«Mutter!», habe ich in meiner Aufregung gerufen.

«Was ist?», fragte sie und streckte die Arme nach mir aus.

Ich rannte auf sie zu und umarmte ihre Beine.

Alle paar Tage gehen wir noch ein Stück weiter, bis wir an den See kommen. Er liegt mitten im Wald. Sein Wasser ist schwarz. Mutter taucht unter und wieder auf, taucht immer wieder unter, und dann schließt sie mich in die Arme und trägt mich übers Wasser. Es ist eine Angst voller Genuss. Stundenlang sitzen wir, in große Handtücher gewickelt, im dichten Schatten, und erst als die Sonne untergeht, packen wir den Tornister und gehen zurück. Auf dem Heimweg begegnen wir manchmal einem Kalb oder einem Fohlen. Sie schauen uns einen Moment lang an, dann rennen sie um ihr Leben. Sonst regt sich nichts. Die Kleefelder sind abgeerntet und grau, die Wäldchen sammeln sich zum nächtlichen Schlaf.

Nachmittags liegt der Hof im Schatten. Mutter

breitet eine Strohmatte aus, auf die wir uns setzen. Sie hat einen großen Käsekuchen gebacken und ihn mit Blaubeeren gedeckt. Den essen wir zur Hälfte, und den Rest stellen wir in die Speisekammer. Die Speisen, die Mutter zubereitet, schmecken wunderbar; ich esse und kann gar nicht mehr aufhören.

Der Himmel glüht um diese Jahreszeit bis spät in die Nacht, die Farbtöne wechseln, zum Schluss bleibt ein klares Grau, mit kleinen flackernden Feuerresten. Dieser dünne Dämmer fesselt uns an die Strohmatte, wir schauen und schauen und werden nicht müde. Manchmal stehen wir auf und gehen in die helle Nacht und kehren erst spät zurück.

So vergehen die Tage. Wasser und Sonne hüllen uns ein, wir werden braun. Wären da nicht die wiederkehrenden Albträume, gäbe es hier keinen Schmerz. Mutter sagt: «Träume sind Schäume», doch aus irgendeinem Grund glaube ich ihr nicht, obwohl ich mit eigenen Augen sehe, dass im Hof keine Ungeheuer schnauben.

An einigen Tagen weckt mich die Sonne schon früh. Mutter schläft noch. Über ihrem Schlaf schwebt ein süßer Schleier. Den möchte ich lüften, um ihr Gesicht aus der Nähe anzuschauen. Es ist verborgen hinter ihrem langen Haar, doch Mutters Kleider sehe ich. Sie liegen verstreut auf Stuhl und Kommode. Mutters Kleider sind leicht und schön anzufassen, besonders die Seidenstrümpfe, die sie vor der Reise gekauft hat. Ich schaue ihr gerne zu, wie sie das Bein ausstreckt und den Strumpf darüberzieht.

Manchmal wacht sie auf, wenn ich sie anschaue, und fragt: «Was machst du, mein Lieber?»

«Gar nichts», sage ich dann und kann mir ein Lachen nicht verkneifen.

Die Tage hier sind lang. Sie ziehen sich bis tief in die Nacht. Ohne die wenigen Wolken würde sich die Grenze zwischen Tag und Nacht verlieren. Dann und wann fährt ein Pferdewagen voller Kinder am Haus vorbei. Die Kinder schreien «Juden, Juden!» und stören die Stille für einen Augenblick, doch sonst hört man keine Menschenseele. Die Felder atmen leise; man sieht, wie sich die Dunkelheit in Wellen über die Erde bewegt.

Ab und zu packt mich eine Angst, mir ist, als wäre ich allein am Wasser. Natürlich eine unbegründete Angst. Immer wenn ich «Mutter!» rufe, kommt sogleich die Antwort: «Hier bin ich.» Auch wenn ich nachts erschreckt aufwache, beugt sie sich über mich und sagt: «Ich bin hier.» Diese Zauberworte wischen den Albtraum sofort weg, doch kaum schließe ich die Augen, kehrt er zurück.

«Geister gibt es überall», sagt Mutter.

«Auch hier?»

«Auch hier. Leider.»

«Man muss sie vertreiben.»

«Das werden wir auch», verspricht Mutter.

Von Geistern habe ich schon in der Stadt gehört, aber wie sie aussehen, begreife ich wohl erst hier.

«Geister sind klein, oder?», frage ich.

«Richtig.»

«Und was machen sie?»

«Sie sticheln.»

«Mehr nicht?»

«Meist sticheln sie nur.»

Jetzt meine ich, sie an den Zäunen gesehen zu haben.

Die Tage sind hell, der Himmel ist wolkenlos. Jeden Tag gehen wir an den Bach, an dieselbe Stelle, als wollten wir sie immer besser kennenlernen. Mutter ist hier größer geworden. Nur ich bin klein geblieben. Zwar habe ich schon keine Angst mehr vor dem Wasser, aber ich wage es noch nicht, mit dem Kopf unterzutauchen.

Die uns noch verbleibende Zeit wird immer kürzer. Mutter zählt die Tage an den Fingern ab und sagt: «Wir haben noch eine Woche.» Es ist nicht schön, dieses Zählen mitanzusehen. Ich möchte ihr sagen: Mutter, zähl doch nicht so, aber ich beherrsche mich, damit sie nicht traurig wird.

Bis es so weit ist, bleiben wir oft lange am See. Dort sind wir nackt oder wickeln uns in große Handtücher. Sonst ist kein Mensch in dieser finsternen Muschel. Trotzdem, so scheint es mir, sind wir in Gefahr. «Mutter!», rufe ich, doch sie bleibt ruhig. In diesem schwarzen Wasser bewegt sie sich mit Anmut. Ihr Gesicht ist offen, ihre Augen haben einen feuchten Glanz. Sie taucht unter und wieder auf und sagt etwas, das ich nicht verstehe. Einmal hat sie sich ein paar Würfel schokoladeüberzogenes Halwa auf die Handfläche gelegt und gesagt: «Nimm, mein Lieber, das schmeckt gut.»

«Mutter, ich bin doch kein Vogel», sagte ich. Als sie das hörte, prustete sie vor Lachen und schloss mich in die Arme.

Dann kam ein christliches Fest, und die ganze Nacht über wurde im Dorf Vieh geschlachtet. Das Gebrüll zerriss den Himmel, doch keiner eilte den Tieren zu Hilfe. Ich fragte Mutter, ob man sie retten könne, und

sie sagte, das sei deren Schicksal, daran könnten wir nichts ändern. Die ganze Nacht sah ich das Blut über den Himmel fließen, bis es sich am Horizont sammelte.

Am nächsten Tag gingen wir nicht an den Bach. Mutter nahm mich mit in die Kirche. Wir liefen auf staubigen Wegen und sahen, wie sich der Morgen klar über die Gärten wölbte. Die Früchte waren schon von den Bäumen gepflückt, und nur in den Wipfeln leuchteten, wie betrunken, noch einige große rote Äpfel. Hin und wieder begegneten wir einem Huhn oder Schaf. Sie erschrakten, wenn sie unsere Schritte hörten, und ich freute mich, dass sie dem nächtlichen Blutbad entkommen waren.

«Was macht man in der Kirche?»

«Nichts. Man betet.»

«Wir auch?»

«Nein.»

Die Kirche war nicht hoch, eher rundlich, aus Holzbalken gebaut, und von ihrem Dach ragte ein goldenes Kreuz.

«Hübsch», sagte Mutter, und wir traten ein.

Der Priester trug lange Priestergewänder und stand an einem Pult. Er las aus dem Buch, und der Chor antwortete ihm mit Gesang. In dieser Zeremonie lag eine Pracht, die mich ergriff. Mutter ging es anscheinend ähnlich. Ihr Gesicht war angespannt, sie hielt meine Hand. Es tat mir leid, nicht mitsingen zu können, aber ich kannte das Lied nicht, das der Chor und die Betenden angestimmt hatten. Danach hob der Priester in einer langsamen, eindrucksvollen Bewegung das Weihrauchkesselchen und schwenkte den Weihrauch über

die Betenden. Angesichts des dicker werdenden Rauches senkten sie die Köpfe, und ich brach in Tränen aus.

«Was ist denn passiert, mein Lieber?», fragte Mutter und beugte sich über mich. «Hab keine Angst.»

Ich hatte keine Angst. Der Gesang und der Geruch des Weihrauchs hatten mich wohl aufgewühlt.

Am nächsten Tag packte Mutter die Sachen und zahlte. Die Vermieterin betrachtete uns gütig und fragte: «Wo geht es hin?»

«Nach Hause», sagte Mutter kühl. Ihr Gesicht verschloss sich. Ich wusste, wenn ich sie jetzt etwas fragen würde, würde sie zwar antworten, aber nur mit einem Wort. Wir hatten noch zwei Stunden Zeit, doch Mutter hatte es eilig, als könne sie nicht schnell genug fortkommen.

3 Am Abend erreichten wir Czernowitz. Im Bahnhof lärmten die vielen Menschen und die Dampflokomotiven. Wir versuchten, uns einen Weg zu bahnen, doch alle Ausgänge waren verstopft. Dieser Anblick erinnerte mich an die Albträume, die ich im Dorf gehabt hatte. Ich klammerte mich an Mutters Hand. Mutter gab nicht auf. Mit aller Kraft versuchte sie, sich aus dem Bahnhofsgebäude zu drängen. Vergeblich. Leute, die stärker waren als sie, schubsten uns zur Seite. Schließlich wurden wir aus dem Strom geschoben und an die Wand gedrückt.

Wir saßen auf dem Koffer und warteten, bis das Schlimmste vorüber war. Ich sah das Wasser und die Felder, die wir hinter uns gelassen hatten, und Sehnsucht drückte mir den Hals zu.

Während wir warteten, erschien plötzlich Vater, gleichsam aus dem Bauch der Erde. Er war gekleidet wie sonst, doch hier sah er anders aus, als wäre er ein Fremder. Sofort nahm er den Koffer und brachte uns durch einen dunklen Ausgang nach draußen. Da wartete eine Pferdedroschke. Vater war wie immer; er fragte nichts. Als wir vor unserem Haus ankamen, lud er den Koffer ab, trug ihn in die Wohnung, sagte: «Ich komme morgen», und verschwand. Mutter hatte aus dem Dorf Lebensmittel mitgebracht, und wir setzten uns an den

Tisch. Die Bräune lag noch auf unseren Gesichtern, die Frische war schon gewichen. Mutter bemühte sich, Eindrücke aus dem Dorf heraufzuholen, doch ihre Worte klangen hohl.

Danach brach sie auf einmal in Tränen aus. Das bittere Weinen entstellte ihr Gesicht. Ich kniete mich auf den Boden und umarmte ihre Beine. Diesmal half meine Liebe nichts. Ihr Weinen wurde nur noch stärker, als zehre es von ihren verborgenen Schmerzen. Ich war aufgewühlt, konnte nicht einschlafen. Einen Moment dachte ich, Mutter würde aufstehen und sagen: Ich packe, wir gehen zurück ins Dorf, in dieser engen Stadt ist für mich kein Platz, alles ist so schmutzig und sinnlos. Doch ich hatte mich geirrt, es war eine vorübergehende Trauer, und langsam gewöhnte sie sich wieder an den alten Ort.

In dieser Nacht erzählte mir Mutter von ihrer Kindheit. Sie hatte ihre Eltern jung verloren und war im Waisenhaus groß geworden. Das Waisenhaus lag am Rand der Stadt, nahe einem Fluss zwischen Bäumen. Bis sie neun war, hatte sie das Heim nicht verlassen. Dann wurde ihre Klasse in die Stadt geführt, und da sah sie zum ersten Mal die Synagoge.

«Hattest du keine Geschwister?»

«Nein, ich war ein Einzelkind», sagte sie und lachte ein bisschen verschämt.

Mit zwölf Jahren arbeitete sie bereits von morgens bis abends als Lehrlin in der großen Näherei von Herrn Stein, und nachts lernte sie fürs Abitur. Sie bestand es mit mäßigen Noten, doch das Lehrerseminar schloss sie mit Auszeichnung ab.

«Erinnerst du dich an deine Mutter?»

«Nein. Vor ein paar Jahren konnte ich noch einige ihrer Gesichtszüge sehen, aber jetzt sind sie wie weggewischt. Ich weiß nur, dass sie klein war.»

«Und dein Vater war groß?»

«Das kann ich nicht sagen. Er ist noch vor meiner Mutter gestorben.»

Mutter machte die Augen weit auf, um etwas, das in der Ferne lag, zu erhaschen, doch es half nichts. Auf meine vielen Fragen antwortete sie: «Ich weiß nicht mehr, ich erinnere mich nur noch verschwommen.» Ich dagegen habe ein ziemlich klares Bild von der Mutter meiner Mutter und von ihrem Vater.

«Tut mir leid, das ist bei mir alles gelöscht», sagte Mutter und zuckte mit den Schultern.

«Ich werde mich an das Haus im Dorf erinnern, an das Wasser im Bach und an den See», sagte ich.

«Wirst du dich auch an mich erinnern?», fragte sie plötzlich, um mich zu prüfen.

«An dich am allermeisten», sagte ich und wollte, dass sie staunt.

«Woran wirst du dich erinnern?»

«Daran, wie du im Wasser geschwommen bist.»

«Nur an das Schwimmen?»

«Und wie du dich in das große Handtuch gewickelt hast.»

«Und woran noch?»

«Auch an das Lied (Die Nächte im Sommer sind lang und hell).»

«Das freut mich.»

In dieser Nacht schlief ich sehr tief. Dennoch dräng-

te sich heimlich etwas Helles in meinen Traum: Mutter
in einem weißen Nachthemd.